Feministische Bibliothek, Bd. 1 – Schriftenreihe der Wissenschaftlichen Einheit Frauenforschung der Universität Bremen

Marlis Krüger (Hrsg.)

Was heißt hier eigentlich feministisch?

Zur theoretischen Diskussion in den Geistes- und Sozialwissenschaften

Donat Verlag • Bremen

Literatur

Becker-Schmidt, R. 1980: "Widersprüchliche Realität und Ambivalenz. Arbeitserfahrungen von Frauen in Fabrik und Familie", in: *KZfSS*, 3, 2, S. 705-725

dies./R. Brandes-Erhoff/M. Rumpff/B. Schmidt 1983: *Arbeitsleben – Lebensarbeit. Konflikte und Erfahrungen von Arbeiterinnen*, Bonn

dies. 1987: "Die doppelte Vergesellschaftung – die doppelte Sozialisation: Besonderheiten der Frauenforschung in den Sozialwissenschaften", in: Unterkircher, L./J. Wagner (Hrsg.): *Die andere Hälfte der Gesellschaft*, Wien

Benjamin, W. 1982: *Das Passagenwerk*. Gesammelte Schriften. Bd. V, 1 und 2, Frankfurt a.M.

Ferenczi, S. 1978: "Entwicklungsstufen des Wirklichkeitssinns", in: *Schriften zur Psychoanalyse*. Bd. I, Frankfurt a.M.

ders.: "Das Problem der Unlustbejahung", in: *Schriften zur Psychoanalyse*. Bd. II, Frankfurt a.M.

Knapp, G.A. 1990: "Zur widersprüchlichen Vergesellschaftung von Frauen", in: Hoff, E.-H. (Hrsg.): *Die doppelte Sozialisation Erwachsener*, München

Krüger, H./C. Born 1990: "Probleme der Integration von beruflicher und familialer Sozialisation in der Biographie von Frauen", in: Hoff. E.-H. (Hrsg.): *Die doppelte Sozalisation Erwachsener*, München

Gudrun-Axeli Knapp

Der „weibliche Sozialcharakter" – Mythos oder Realität? Soziologische und sozialpsychologische Aspekte des Sozialcharakter-Konstrukts

Die jüngst im Kontext kritischer Sozialpsychologie wieder aufgeflammte Debatte um die wissenschaftliche Fruchtbarkeit bzw. Obsoletheit des Konzepts vom „Sozialcharakter" gab den Anstoß zu den nachstehenden Überlegungen. Während dort eine seit den 40er Jahren im Grunde nicht abgerissene Diskussion anscheinend zu einem – vorläufigen? – Ende gebracht wird, wird in weiten Teilen der Frauenforschung und -politik vergleichsweise ungebrochen mit dem Begriff eines „weiblichen Sozialcharakters" argumentiert. In einer Kontrastierung mit dem ursprünglichen theoretischen Entwurf vom „Sozialcharakter" möchte ich einige Probleme feministischer Definitionen vom „weiblichen Sozialcharakter" verdeutlichen in der Absicht, Konturen und Schranken von generalisierten Aussagen über Individuationsprozesse von Frauen ein wenig weiter zu klären.

Das Motiv ist – wie immer im Kontext feministischer Kritik – ein doppeltes: In politischer Hinsicht wendet es sich gegen die fixen Ideen von „Weiblichkeit", deren legitimatorische und verdeckende Funktion im Zusammenhang der Perpetuierung von Geschlechterhierarchien inzwischen von der internationalen Frauenforschung gut untersucht ist. In methodischer Hinsicht geht es um die Frage: Wie läßt sich das Klischee von „Weiblichkeit" unterscheiden von dem, was als „weiblicher Sozialcharakter" gilt – und wie unterscheiden sich Frauen heute von beidem? Es geht um Annäherungen an sozialwissenschaftliche Bestimmungsmöglichkeiten von „Differenz", um das Ausloten von Inkongruenzen und Verbindungslinien zwischen Weiblichkeitsstereotypen, „weiblichem Sozialcharakter" und „realen" Frauen – wobei in diesem harmlosen Plural handfeste methodische Probleme stecken (vgl. Butler 1991); und es geht um die Frage, wie diese einzelnen Dimensionen im Spannungsverhältnis von weiblicher Individuation und Vergesellschaftung zusammenhängen.

Identität und Unterscheidung: Zur Doppelfunktion des Charakterbegriffs

Zunächst ein kurzer Blick auf die Etymologie des Charakterbegriffs und den historischen Hintergrund der Charakterdiskurse:
„Charakter, 'dem Menschen eingeprägte innere Form'; ... Im 15. Jhdt. aus lat. character/gr. character entlehnt und anfangs noch ganz in deren Grundbedeutung ‚eingebranntes, eingeprägtes (Schrift)zeichen' verwendet. Die Bedeutungsübertragung auf die gleichsam in die Seele ‚eingeritzten' Eigenschaften des Menschen vollzog sich zwar schon im Griechischen, wird aber erst im 17. Jhdt. wieder neu entwickelt, vorbereitet durch frz. charactère. Gr. charakter, einritzen" (Duden Herkunftswörterbuch 1963: 93).
Das Nachdenken über Charakter und Charakteristika von Menschen ist in unserem Kulturbereich angestoßen von den großen Umwälzungen im gesellschaftlichen Gefüge der europäischen Völker, die unter dem Epochenbegriff der „Neuzeit" gefaßt werden. Sie sind verbunden mit Stichworten wie: Auflösung der mittelalterlichen Ordnung, Aufklärung, Entfaltung der kapitalistischen Produktionsweise, Heraufkunft des Bürgertums als herrschender Klasse und Ausbreitung der lohnabhängigen Bevölkerungsgruppen, wirtschaftliche Vereinzelung des Einzelnen (Mannes) als Realität und Individualismus als neue Ideologie, Entstehung des „modernen Staates", des männerbündischen Nationalstaates, der „Entdeckungen" des Fremden und überseeischer Kolonisation.
In diesem epochalen Kontext erhält der Begriff „Charakter" allmählich neue Bedeutungsdimensionen; er geht neuartige Verbindungen ein in Wendungen wie „Geschlechtscharakter", „Volkscharakter", später „Nationalcharakter" und wird zu einem Instrument sowohl der Unterscheidung und Diskriminierung wie des Selbstbezugs und der Identitätsbildung.
Diese doppelte Bestimmtheit des Charakterbegriffs zeigt sich auch in seiner politischen Wirkungsgeschichte: Gegen die spekulativen ontologisierenden Auffassungen vom „menschlichen Wesen" verwies er auf den Aspekt des Gewordenseins und der persönlichen Geschichte, oder, wie bei Kant, auf die moralische Eigenverantwortung des Menschen (Kant 1983: 625), und war damit eine Kategorie der Individualisierung und Emanzipation; als Begriff der *Unterscheidung* im Sinne von Diskriminierung war er dagegen funktional für Herrschaftsinteressen und diente der Legitimation sozialer Ungleichheit.[1]
Dies Doppelmoment des „Charakterisierens" läßt sich besonders drastisch nachzeichnen am Topos vom „Geschlechtscharakter" und der wechselvollen Geschichte seiner politischen Funktionalisierung im 18. und 19. Jahrhundert. Er diente sowohl als Vorwand für Ausgrenzung und Mißachtung als auch als Medium der Selbst-Definition und Selbst-Verortung vieler Frauen. Claudia

Honegger hat in ihrer Untersuchung *Die Ordnung der Geschlechter: Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib; 1750-1850* (1991) die allmähliche Amalgamierung von Biologie und weiblicher „Sonderart" im Zuge der Ver-(natur)wissenschaftlichung der Geschlechter-Diskurse nachgezeichnet. Sie zeigt, wie und warum *„die vergleichende Anatomie ... zur Basis-Wissenschaft für physio-philosophische Anthropologien wie für die weiblichen Sonderanthropologien wurde"* und schließlich in der Mitte des 19. Jahrhunderts in der Etablierung einer *„extrem psycho-physiologistischen „Wissenschaft vom Weibe""* (1991: 9) kulminierte. Die fugenlose Enge dieser Ableitung von biologischem Geschlecht auf den Charakter, wiewohl von Beginn an Gegenstand von Kritik, bröckelte deutlicher erst ab Mitte des 19. Jahrhunderts, nicht zuletzt aufgrund der Proteste aus den Reihen der ersten Frauenbewegung, insbesondere seines radikalen Flügels (Vgl. Clemens 1988). In diesem Kampf gegen Biologismus und Weiblichkeitsmetaphysik beginnt auch das Wörtchen „social" eine immer zentralere Rolle zu spielen. Der vermeintliche „Geschlechtscharakter" wird als „Sozialcharakter" decouvriert.
Ein Beispiel von vielen ist Hedwig Dohm. Sie polemisiert in ihrer 1876 veröffentlichten Schrift *Der Frauen Natur und Recht* (Reprint 1986) gegen das Geschlechtscharakter-Konstrukt und verwendet milieutheoretische Argumente, um damit gegen die naturalisierte Auffassung der Geschlechterordnung deren Veränderbarkeit zu betonen und den politischen Anspruch von Frauen auf Entfaltung ihrer Potentiale und Chancengleichheit zu begründen.

„Der Einfluß der socialen Stellung der Frau auf ihre Charakterbildung wird meistens ignoriert und man führt die Art und Weise ihres Denkens, Handelns und Fühlens auf einen angeborenen Geschlechtscharakter zurück."(Dohm 1986: 15) Dagegen führt Dohm ins Feld, daß sich Frauen *„in gewissen Grundzügen ihres Charakters"* sehr voneinander unterscheiden, *„je nach ihrer Lebenslage, ihrer Klasse und ihrer Erziehung. Eigenthümlichkeiten aber, die einer speciellen Lage ihren Ursprung verdanken, bilden mitnichten den weiblichen Geschlechtscharakter."* (13)

Das heißt, wenn es überhaupt einen Sinn ergeben soll, von spezifisch weiblichen Charakterzügen zu sprechen, so müßten diese nach Dohm aus den Gemeinsamkeiten der „socialen Lage" von Frauen begründet werden, nicht aber über die Biologie. Hier finden wir schon die wesentlichen gesellschaftlichen Bestimmungsmomente benannt – Lebenslage, Klasse, Erziehung –, die auch in das Sozialcharakter-Konzept der frühen Kritischen Theorie eingehen.
Dohms Betonung der Milieugebundenheit des Charakters hatte als Entgegensetzung zu den damals gängigen biologistischen und ontologisierenden Argumentationen zweifellos eine aufklärende Funktion; aber auch der Rekurs auf die „sozialen Verhältnisse" schützt nicht per se vor ontologisierenden Begrün-

dungen: Es kommt darauf an, *wie* die sozialen Verhältnisse als geschichtliche und sich verändernde gefaßt werden. Und: Es kommt darauf an, wie die Beziehung zwischen Subjektivität und Gesellschaft verstanden wird. Mit der Hervorhebung der sozialen Geformtheit der Menschen – wie in unserem Beispiel von Hedwig Dohm – ist die Beziehung von Gesellschaft und Sozialcharakter erst in *einer* Richtung angesprochen: Gesellschaft prägt oder „definiert" (d.h.: verendgültigt) den Charakter. In dieser Sicht erscheint das Subjekt wie ein unbeschriebenes Blatt, eine Wachstafel, der die Gesellschaft *ihre* Charakteristika gleichsam „einritzt" – ganz wie es in der Etymologie des Wortes anklingt: Charakter: eingebranntes, eingeritztes (Schrift-) Zeichen, Typos.
Die Frage bleibt: Wie – und wie umfassend – kommt die Gesellschaft ins Subjekt? Und: Lassen sich Menschen von den sozialen Umständen beeindrukken ohne Anteilnahme, eigensinnige Umwandlungen, Aktivität und Widerständigkeit?An dieser Stelle werden die sozialisationstheoretischen oder im engeren Sinne charakterologischen Begründungen vom „Sozialcharakter" relevant, die bis heute nicht nur in der Frauenforschung Probleme aufwerfen. Sie sind gleichsam das experimentum crucis des Sozialcharakter-Konzepts und – nach Auffassung einer Reihe von KollegInnen – auch die Schwelle, an denen es gescheitert ist.

Wissenschaftsgeschichtlich steht das Konzept vom „Sozialcharakter" für jenen Versuch einer Verknüpfung von Aussagen über den Zusammenhang von Gesellschafts- und Subjektstruktur, der im Kontext der Marx-Freud-Debatte Ende der 20er Jahre aufkam und Anfang der 30er Jahre im Traditionszusammenhang der frühen Kritischen Theorie zunächst vor allem von Fromm und Horkheimer unternommen wurde. Ausformuliert z.B. in den *Studien über Autorität und Familie* (1936); später in den *Studies in Prejudice* (Horkheimer u.a. 1949) von Adorno und anderen empirisch modifiziert und seitdem vielfältig aufgegriffen und in unterschiedlicher Weise reformuliert bis in die Diskussionen der 70er und frühen 80er Jahre hinein – etwa in der Frage nach einer „Sozialpsychologie der Arbeiterklasse" (Vinnai 1973), in Theorien zur klassenspezifischen Sozialisation (Gottschalch u.a. 1971) und auch in zahlreichen Publikationen zur Autoritarismusforschung sowie zur Sozialpsychologie des Vorurteils. Seitdem hat sich die politische und wissenschaftliche Landschaft, in der Fragen nach der Gesellschaftlichkeit des Individuums nachgegangen wird, tiefgreifend verändert. Verschoben haben sich damit (erneut) die Achsen, in denen die Vermittlungsproblematik gedacht wird. Dies tangiert auch die Auseinandersetzungen um Konzeptualisierungen von „Weiblichkeit".
Ich möchte zunächst Facetten dieser wissenschaftlich-politischen Konstellation benennen, bevor ich auf systematische Probleme des Sozialcharakter-Konzepts eingehe.

Erste Facette: Abschied vom „Sozialcharakter"

In Diskussionen um Perspektiven einer politischen Psychologie (Busch/Krovoza 1989) wird das Sozialcharakter-Konzept nun anscheinend endgültig und mit großer Einmütigkeit zu den Akten gelegt. In einer Gesprächsrunde zum Thema „Charakter und Gesellschaftsform" schlägt Wilfried Gottschalch, der selbst lange mit dem Sozialcharakter-Konzept gearbeitet hat, vor, auf diesen Begriff zu verzichten (Busch/Krovoza 1989:13). Mit unterschiedlich akzentuierten Argumenten stimmen die Teilnehmer, sämtlich Vertreter einer psychoanalytisch orientierten Sozialpsychologie oder kritischen Subjekttheorie, diesem Plädoyer zu.
Die Einwände richten sich vor allem gegen die Eindimensionalität des Konzepts, das vorschnell Triebentwicklung, sozial präferierte Handlungsmuster und Charakterbildung aufeinander beziehe. Johann August Schülein weist darauf hin, daß der Begriff „Sozialcharakter" im Grunde nur Sinn mache im Rahmen einer ganz allgemeinen Zuordnung. „Gesellschaft" und „Sozialcharakter" seien innerhalb einer gesellschaftstheoretischen Analyse die abstraktesten Gegenüberstellungen von Sozialstruktur und Subjekt, die nur noch von rein soziologischen Modellkonstruktionen übertroffen würden.
Die „Produktperspektive" (Schülein), die das Sozialcharakterkonzept im wesentlichen einnehme, sei aufzugeben zugunsten einer stärker konstitutionsanalytischen Annäherung an Prozesse der Individuation und Vergesellschaftung. Ich teile diese Kritik.
Was (auch) in dieser Diskussion meiner Wahrnehmung nach vergleichsweise unterbelichtet blieb, ist die Frage danach, was Gesellschaftstheorie heute überhaupt sein kann. Immerhin war das Sozialcharakter-Konzept ursprünglich gebunden an eine spezifische Auffassung von gesellschaftlicher Herrschaft und Autoritätsverhältnissen und deren Verankerung in den Subjekten.

Zweite Facette: Gegenläufiges

Ein Stück weit gegenläufig zum Abgesang auf den Entwurf vom „Sozialcharakter" zeigt sich in anderen Zweigen der Sozialwissenschaft eine rasante Zunahme von Verknüpfungsversuchen von Psychologie und Geschichte. Von der Mentalitätengeschichte zur historischen Verhaltensforschung, von der Psychohistorie zu Partialhistorisierungen (des Körpers, des Geruchssinns, etc.). Die Individualpsychologie entdeckt die Geschichtlichkeit ihres Gegenstands, und die Geschichtswissenschaft rekurriert zunehmend auf Psychologie. In diesen

Kontext gehört auch der Rezeptions-Boom von Norbert Elias' Arbeiten zu soziogenetischen und psychogenetischen Aspekten des Zivilisationsprozesses; dokumentiert etwa in der noch jungen Historischen Sozialisationsforschung oder in dem programmatischen Band von Gerd Jüttemann (1986) zur Entwicklung einer Sozialgeschichte des Psychischen.
Geschichtliche Veränderungen und Veränderungen „an den Menschen" werden hier in einem anderen Fokus (etwa Scham, Aggressionshemmung, Affektdisziplinierung) und anderen Konstellationen von Theorie und Empirie untersucht, als in der obengenannten Tradition kritischer Gesellschaftstheorie, auf die in diesem Band von Jüttemann im übrigen kein Bezug genommen wird.

Dritte Facette: Angriffe

Die Verknüpfungsversuche von psychologischen und soziologisch-historischen Aspekten in Analysen zur Gesellschaftlichkeit des Subjekts sind von einer weiteren wissenschaftlichen Entwicklung tangiert: der in den vergangenen Jahren deutlich zunehmenden Rezeption von Ansätzen, die unter dem Sammelbegriff des Poststrukturalismus oder der „Philosophie der Differenz" (Kimmerle) gefaßt werden (Foucault, Derrida, Kristeva u.a.). Sie sind bei aller Unterschiedlichkeit im einzelnen verbunden in der Kritik oder Dekonstruktion von „Subjektivität", d.h. sie stellen die Möglichkeit eines substantiellen Subjektbegriffs grundsätzlich in Frage.
In der englischsprachigen Frauenforschung zeigt sich der Einfluß dieser Diskussion besonders stark: Das Forschungsinteresse konzentriert sich auf die diskursiven Konstruktionen von „sex" und „gender", sowie genereller auf die Konstruktionslogiken von Identität und Differenz, um Machtbeziehungen innerhalb einer phallozentrischen Ökonomie der Repräsentation offenzulegen.
„Gender", „Weiblichkeit", auch die Kategorie „Frau" werden als regulative Fiktionen begriffen, die Machtverhältnisse naturalisieren und ontologisieren. Zur Fiktion wird damit auch der politische Bezugspunkt des Feminismus der „global sisterhood", der auf der Unterschlagung von Differenzen unter Frauen basiert.
Gesellschaftstheoretische Fragestellungen bzw. sozialstrukturelle Analysen, die im Zusammenhang der Frage nach dem Vermittlungsverhältnis von Individuum und Gesellschaft wichtig waren und sind, spielen im Umfeld dieser Diskussion kaum eine Rolle: Gesellschaft ist aufgelöst in Sprache, Text und diskursive Formationen.
Probleme der Subjektkonstitution oder im weiteren Sinne sozialisationstheoretische Fragestellungen stehen in dieser Sicht unter dem prinzipiellen Verdacht

des „foundationalism" oder des „essentialism", weil die hier implizierten Konzeptionen der „Metaphysik der Substanz" (Derrida) verhaftet bleiben, indem sie einheitsstiftende Vorstellungen vom Subjekt voraussetzen (Bewußtsein, Selbstreflexion, Erfahrung, Handlung, Körper), die es gerade zu dekonstruieren bzw. in Bewegung zu bringen gälte. Eine Intention, die ich – trotz der Einwände gegen die hier zugrundeliegenden epistemologischen Prämissen – zumindest ein Stück weit teile.

Vierte Facette: Pluralisierung

Auch im eher empirisch orientierten Feld sozialwissenschaftlicher Forschung wird, u.a. inspiriert durch das Bourdieusche Habitus-Konzept und die gesellschaftsanalytischen Überlegungen Ulrich Becks, unter dem Stichwort der sozialen Differenzierung und Pluralisierung von „Lebensweisen" oder „Lebensstilen" die Vorstellung klassenspezifischer Sozialcharaktere aufgegeben zugunsten von „Nahaufnahmen" sozialer Lebenswelten, spezifischer Subkulturen und einer Phänomenologie dort vorfindbarer Verhaltensmuster. Diese Konkretisierungen sind allerdings häufig erkauft durch eine Entschärfung der herrschaftskritischen Dimension der Analyse sowie durch ein Ausblenden subjektiver Dynamiken. Bekanntermaßen liegen hier jedoch auch Grenzen zumindest der herkömmlichen empirischen Forschung.

Fünfte Facette: Ungleichzeitiges

In der deutschsprachigen Frauenforschung, die (noch) vergleichsweise unberührt ist von der poststrukturalistischen Differenzdiskussion, finden wir in Bezug auf die oben skizzierte Vermittlungsproblematik eine widersprüchliche Situation vor: Während diejenigen Wissenschaftlerinnen, die sich an der Kritischen Theorie orientieren (bei aller Kritik an den androzentrischen Sichtweisen der „Frankfurter" und ihrer Bezugstheorien: Marxismus/Psychoanalyse), nahezu durchgängig nicht mehr auf das alte Konzept vom „Sozialcharakter" rekurrieren, wenn sie versuchen, „Weiblichkeit" oder Subjektpotentiale von Frauen zu fassen, findet sich in anderen Teilen der Frauenforschung eine erstaunliche Ungebrochenheit in der Verwendung des Begriffs.
Vor dem Hintergrund der diversen Typologien, die in der Geschichte dieses Konzepts (insbesondere von Fromm) entworfen wurden, nehmen sich die feministischen Sozialcharakter-Varianten vergleichsweise merkwürdig aus:

Der Sozialcharakter ist hier weder „anal", „genital", „autoritär", „rezeptiv", „hamsternd", „ausbeuterisch", „produktiv", „narzißtisch", „konsumtiv" und was es sonst noch für Gestaltungen gab, sondern – in Bezug auf Frauen – schlicht „weiblich": intuitiv, emotional, geduldig, kontextbezogen, einfühlsam usw.
Der so beschriebene „Kollektivcharakter" (Thürmer-Rohr) ist vom Weiblichkeitsstereotyp und den damit assoziierten Eigenschaften nicht zu unterscheiden. In der monotonen Beschwörung des Scheins von Identität eines „Weiblich/Mütterlichen" sehe ich dasjenige Moment, was derartige Konzepte mit den Geschlechtscharaktermythen alter Prägung verbindet. Was sie von ihnen unterscheidet, ist der sozialwissenschaftliche Begründungszusammenhang, in dem die modernen Ikonen des Weiblichen stehen. Die Differenz zwischen dem Mythos vom weiblichen Geschlechtscharakter und den aufgeklärteren Sekundärmythen, die an das Konzept vom Sozialcharakter anknüpfen, liegt also weniger in den Antworten auf die Fragen, *wie* Frauen sind und was das spezifisch Weibliche sei, sondern in den Antworten auf die Frage: *Warum* Frauen so sind, – wie sie angeblich sein sollen.

Weibliche Vergesellschaftung und Sozialcharakter

Im folgenden will ich kurz auf die Vorstellung von Vergesellschaftung eingehen, die dem Verständnis vom „weiblichen Sozialcharakter" in der Kritischen Theorie zugrundliegt und dann ein paar von vielen möglichen Beispielen für die unterschiedliche Verwendung des Sozialcharakter-Begriffs in der hiesigen Frauenforschung geben. Anschließend werden systematische Schwächen dieses klassischen Vermittlungsversuchs von Gesellschafts- und Subjektstruktur dargestellt und in diesem Zusammenhang skizziert, wie diese Problemstellung in dem Zweig der Frauenforschung, der sich vom alten Sozialcharakterkonzept verabschiedet hat, aber an der Vermittlungsproblematik festhält, aufgegriffen wird.
Die Kritische Theorie geht – wenngleich es zwischen den einzelnen Autoren (Horkheimer, Adorno, Marcuse, Fromm, Habermas) zum Teil gravierende Akzentunterschiede gibt – von geschlechtsspezifisch differenten Modi der Vergesellschaftung aus mit entsprechenden Konsequenzen für die Geschlechtscharaktere.
„Der Kritischen Theorie zufolge sind Frauen gesellschaftlich in der Familie verortet. Das privatisiert sie in einem doppelten Sinne: Ein Stück weit bleiben sie dem Rationalisierungsprozeß der Moderne entzogen; gleichzeitig werden sie der Möglichkeit beraubt, außer Hauses gesellschaftlich relevante Erfahrungen zu machen. Wenn auch das Tauschprinzip auf die Familie übergreift, sind Frauen dennoch nur in einem eingeschränkten Maße vergesellschaftet" (Becker-Schmidt 1990: 7).

Diese Sicht weiblicher Vergesellschaftung, die sich offensichtlich am Modell der bürgerlichen Hausfrau, oder der „Dame" ausrichtet, wie schon Hedwig Dohm polemisch gegen die zeitgenössisschen „Sphärentheoretiker" gewandt bemerkte (Dohm 1986: 126), ist problematisch aus zwei Gründen:

- Sie bezieht sich pauschal auf das weibliche Geschlecht, ohne die sozialen (z.B. klassenvermittelten) Differenzen im weiblichen Lebenszusammenhang und die unterschiedlichen Formen der Einbindung von Frauen und Frauenarbeit in die Gesellschaft zumindest als Grenze von Generalisierungen zu berücksichtigen.
- Die zweite Einseitigkeit in der Auffassung „weiblicher Vergesellschaftung" seitens der Kritischen Theorie liegt in ihrem idealisierten Bild von Familie, kristallisiert um den Begriff des „Mütterlichen", das dem widersprüchlichen Erfahrungsgehalt dieser Institution nicht gerecht wird (Vergl. Becker-Schmidt 1987, Rumpf 1989, Krüger/Born 1990).

Beide Probleme finden sich auch noch in der heutigen Frauenforschung, wobei es graduelle Unterschiede in den Bewertungen gibt, je nach der sozialwissenschaftlichen Tradition, aus der die Autorinnen stammen. An anderer Stelle habe ich mich mit entsprechenden Konzepten näher auseinandergesetzt und kann hier darauf verweisen (Knapp 1988, 1989, 1990).
Betrachten wir die hier typischen Argumentationsfiguren aus der Vogelperspektive, so zeigt sich ein klares Muster: Den polaren Eigenschaftszuschreibungen der Geschlechter korrespondiert sowohl der Dualismus von Öffentlichkeit und Privatheit als auch die darauf bezogene Vorstellung von Vergesellschaftung der Frauen und Männer, von sozialen Geschlechtsrollen und ihnen entsprechender geschlechtlicher Arbeitsteilung. In dieser Zwei-Welten-Optik spiegeln sich eher die Relikte bürgerlicher Geschlechterideologie als die Realität; ihre Struktur verweist auf die von Tyrell konstatierte „Überschußproduktion" an „binär-klassifikatorischer Ordnung" (Tyrell 1986: 468) in der symbolischen Repräsentation des Geschlechtersystems.
Die vordergründige Schlüssigkeit dieses Verweisungszusammenhangs (Männlichkeit-Öffentlichkeit-Beruf; Weiblichkeit/Mütterlichkeit-Privatheit-Familie) fesselt den Blick in einem funktionalistisch interpretierbaren Rahmen und verstellt die Einsicht in die gesellschaftliche Durchgängigkeit und widersprüchliche Verfaßtheit des Geschlechterverhältnisses.
„Wir gehen (in der feministischen Frauenforschung) davon aus, daß 'Geschlecht' gesellschaftliche Strukturen mitkonstituiert. In dem Maße, wie sich entlang der Trennlinie 'Geschlechtszugehörigkeit' die soziale Verortung von Männern und Frauen vollzieht, zielt der Begriff auf Stratifikationseffekte *und*

auf soziale Gliederung ... Anders gesagt: soziale Schichtung hat nicht nur etwas mit herkunfts- oder berufsspezifischen Ungleichheitslagen zu tun, sondern ebenso mit geschlechtsspezifischen. Die Benachteiligung von Frauen ist weder ein zufälliges noch ein partikulares Phänomen, sondern sie läßt sich vielmehr quer durch alle sozialen Bereiche aufzeigen. Sie ist strukturell angelegt und als institutionell verankerte ein systematischer Faktor sozialer Formation." (Becker-Schmidt 1990: 7)

Dies komplizierte, aus unterschiedlichen Machtquellen gespeiste und auf unterschiedlichen institutionalisierten Voraussetzungen beruhende Gefüge sozialer Herrschaft prägt auch die Vergesellschaftung von Frauen und ihre sozialisierenden Erfahrungen: *„In der doppelten Vergesellschaftung von Frauen gibt es keine Partizipation ohne Deklassierung, keine Integration ohne Segregation, keine Ausgrenzung aus einem gesellschaftlichen Bereich ohne Vereinnahmung in einem anderen."* (Becker-Schmidt 1990: 7)

Wenn es überhaupt darum gehen sollte, soetwas wie einen „weiblichen Sozialcharakter" zu begründen, müßten derartige Widersprüchlichkeiten weiblicher Vergesellschaftung, die sich biographisch in Konflikten und Zerreißproben niederschlagen, einbezogen werden, wobei damit noch nichts darüber ausgesagt wäre, wie solche Widersprüche subjektiv angeeignet und verarbeitet werden.

Ein großer Teil von Frauenforscherinnen bewegt sich noch im Einzugsbereich jener obenerwähnten Vorstellungen weiblicher Vergesellschaftung, anstatt den „weiblichen Lebenszusammenhang" (Prokop) als Widerspruchszusammenhang auszuloten. Besonders eng an diesbezüglichen Auffassungen der Kritischen Theorie sowie an dem Programm einer Verknüpfung von Soziologie und Psychologie orientiert sich Nancy Chodorow, die mit ihrem Buch *Das Erbe der Mütter* (1985) eine der meistdiskutierten feministischen Analysen zur Frage der Reproduktion von „Männlichkeit" und „Weiblichkeit/Mütterlichkeit" und der geschlechtshierarchischen Arbeitsteilung vorgelegt hat. Sowohl Arbeiten zur Kritik männlicher Wissenschaft (z.B. Evelyn Fox-Keller 1986) als auch Untersuchungen zur „weiblichen Moral" (z.B. Carol Gilligan 1982) argumentieren auf der Basis der Chodorowschen Überlegungen. Aber auch jenseits dieses Spektrums ist die oben skizzierte Auffassung weiblicher Vergesellschaftung zu finden.

Als ein Beispiel aus der sozialistisch-feministischen Tradition in der Bundesrepublik sei Frigga Haug zitiert. In einem Aufsatz zum „Subjekt Frau" stellt sie fest: *„Vereinfacht gesprochen sind die Frauen in unseren westlichen Industriegesellschaften heute für das unmittelbar individuelle Leben, für die Sorge um die Körper zuständig – wenn auch weniger für den eigenen Körper –, Männer mehr für die vermittelte gesellschaftliche Arbeit. Dies gilt auch für das Selbstbewußtsein der beiden Geschlechter, für ihre Lebenspläne und ihre Perspektiven. Frauen ... leben weitgehend in Unmittelbarkeitsbeziehungen."*

(Haug 1987: 65). Diese „Vereinfachung" macht aus widersprüchlichen Verhältnissen tendenziell wieder Geschlechter-"Rollen". Erfahrungen aus dem ARGUMENT-Gruppenprojekt „kollektive Erinnerungsarbeit" werden umgemünzt zu generalisierten Aussagen über „weibliche Identität" und rückgebunden an – wie mir scheint recht traditionelle – marxistische Gewichtungen vergesellschafteter Arbeit, die von der feministischen Kritik nicht berührt wurden: (Männer = vermittelte gesellschaftliche Arbeit, d.i. wenn auch in enteigneter Form vergesellschaftete Arbeit/ Frauen = Unmittelbarkeitsbeziehungen). Daß auch Hausarbeit – als gesellschaftlich notwendige – vergesellschaftet ist in der Formbestimmtheit privater Arbeit, wird nicht berücksichtigt; eine Formanalyse der Hausarbeit fehlt, die spezifischen widersprüchlichen Erfahrungsgehalte *beider* Formen und Verhältnisse gesellschaftlicher Arbeit werden nicht in ihrem Zusammenhang und in ihrer Bedeutung für weibliche „Identitätsbildung", von der ja die Rede ist, ausgelotet. Zwar wird der Begriff „weiblicher Sozialcharakter" im Zusammenhang dieser Argumentation nicht verwandt, das zugrundeliegende Muster der sozialen Verortung von Frauen und das Verständnis ihrer sozialisatorischen Resultate unterscheiden sich jedoch der Anlage nach nicht wesentlich von den obengenannten Autoren. Auch in den politischen Einschätzungen, die sich daran knüpfen, gibt es Ähnlichkeiten, etwa zu Fromm, Marcuse und Habermas. Frigga Haug: *„Als Dimensionen weiblicher Identität hatten wir herausgearbeitet, daß Frauen sich wesentlich familiär orientieren, ihre Selbstkonstruktion sie auf Unmittelbarkeit, Körperlichkeit, Nähe und Zweisamkeit lenkt. Die Hoffnung, die wir in solche weibliche Ausrichtung legen, gilt der Notwendigkeit, das Leben zu retten in einer Gesellschaft, die sich anschickt, es endgültig zu zerstören. Allerdings wäre es eine Voraussetzung, ihre 'Zuständigkeit' aus den Privatfesseln zu lösen und auf die Gesamtgesellschaft zu übertragen"* (Haug 1987: 65).

Sowohl Chodorow als auch Haug knüpfen an tatsächlich vorfindliche Momente von Vereinseitigung an: Weil sie diese jedoch aus dem Widerspruchsgefüge, in das sie eingebettet sind, herauslösen und als isolierte generalisieren, geht die Konfliktdynamik und damit auch ein Stück Realitätsgehalt verloren.

In den beiden folgenden Beispielen, in denen Feministinnen explizite Definitionen vom „weiblichen Sozialcharakter" geben, werden andere Akzente gesetzt: Barbara Sichtermann schreibt 1988 in ihrem Buch *Wer ist wie? Über den Unterschied der Geschlechter*: *„Ich vermute, daß der weibliche Sozialcharakter, wie er sich im Laufe von Jahrtausenden herausgebildet hat und bis heute trotz aller Korrekturversuche von Aufklärung und Erziehung überdauert, das Produkt einer uralten, komplizierten Defensive ist. Im Laufe der Zeitalter entwikkelte das Weib Verhaltensformen der Verteidigung und Prävention, um sich selbst und seine Kinder vor männlicher Gewalt zu schützen: All diese Künste sind seiner Erscheinung, seinen Verhaltensbereitschaften, seinen Neigungen, in*

seinen Gesten und in seiner Mimik, seiner Spontaneität und seiner Intelligenz aufbewahrt, abgelagert, umgesetzt" (Sichtermann 1988: 32).
Hier erscheint der Sozialcharakter nicht als gesellschafts- bzw. schichtspezifischer Persönlichkeitstypus einer bestimmten Epoche, und auch nicht als Resultat einer spezifisch vereinseitigten Form der Vergesellschaftung, sondern als eine Art evolutionäres Sediment aus Jahrtausenden. Die den Charakter formende Gesellschaft ist also nicht die heutige (spätkapitalistische/bürgerlich-patriarchale/postindustrielle oder Risikogesellschaft), in der Mädchen heranwachsen und Frauen leben und arbeiten, und auch nicht das soziale Gefüge geschlechtlicher Arbeits- und Machtverteilung, sondern eine sowohl globale als auch transhistorische „Konstellation": Mutter-Kind-Einheit gegen gewalttätigen Mann.
Die Frage drängt sich auf, wie Erfahrungen aus dieser überhistorischen und weltumspannenden Konstellation einer „uralten, komplizierten Defensive" in Frauen von heute gelangen, von deren Sozialcharakter ja ausdrücklich auch die Rede ist.
Während Evolutionsbiologie und Soziobiologie sich seit langem und mit eingestandenermaßen begrenztem Erfolg darum bemühen, die Beziehung von genetischer Information und menschlichem Verhalten zu entschlüsseln, und darüber rätseln, wie genetische Variation, Adaption und Selektion im Laufe der Menschheitsentwicklung ineinandergreifen, behauptet Barbara Sichtermann einfach einen resistenten weiblichen Sozialcharakter als Resultat der Evolution. Dieser aufklärungs-, korrektur- und erziehungsresistente Sozialcharakter äußert sich – und dies ist eine ungewöhnlich weite Fassung des Charakterbegriffs – sowohl in der Intelligenz, in Gestik und Mimik, in Neigungen und Verhaltensbereitschaften sowie – last not least – auch in der „Erscheinung" des Weibes.
Derartige Lesarten vom „Sozialcharakter" halte ich für wenig hilfreich bzw. für problematisch, da sie zum einen die Frage nach der gesellschaftlich-historischen Konstitution von „Weiblichkeit" gar nicht erst berühren, zum anderen evolutionsbiologische Suggestionen enthalten, ohne auf die in diesem Zusammenhang intensiv geführte Diskussion um methodische Probleme überhaupt einzugehen. Wenn auch eine eher essayistische Schreibweise nur selten von Affinität zum analytischen Detail begleitet ist, so erscheint mir auf dem Hintergrund historischer Erfahrungen der Preis: Nähe zur Geschlechtermetaphysik, doch recht hoch.
Auch Christina Thürmer-Rohr gibt im Zusammenhang ihrer „Mittäterschaftsthese" eine Definition vom „weiblichen Sozialcharakter": Dieser sei kein ideologisches Konstrukt im Sinne der patriarchalen Zuschreibung von „Weiblichkeit", sondern „die *Realisierung* dieser Zuschreibungen im Verhalten, Denken, Fühlen, etc. der Frau" (Thürmer-Rohr 1989: 87).

Diese Definition reduziert zunächst Gesellschaft auf Ideologie und dann (implizit) weibliche Sozialisation auf die Dimension der Realisierung von ideologischen Zuschreibungen.
Im Vergleich zur Fassung von Barbara Sichtermann scheint Christina Thürmer-Rohrs Variante nicht erziehungs- bzw. aufklärungsresistent zu sein. Immerhin setzt ihr Mittäterschaftsmodell als politisch-moralische Aufforderung zur Verweigerung voraus, daß Frauen *nicht* mit dem „weiblichen Sozialcharakter" identisch seien. Diese Nichtübereinstimmung oder Nicht-Identität, die in anderen Kontexten von ihr immer wieder erwähnt wird, spielt jedoch keine *systematische* Rolle in dem Gesamtkonzept und bleibt in ihrem Spannungsverhältnis zum als „Sozialcharakter" angeblich real existierenden Klischee theoretisch unausgelotet.
Derartige Auffassungen haben kaum mehr etwas zu tun mit dem ursprünglichen Konzept, das ja seiner wissenschaftlichen Herkunft nach gebunden ist an den Kontext der Verknüpfung von Psychoanalyse und historisch-materialistischer Gesellschaftstheorie; eines Anspruchs, mit dem allerdings die kritischen Theoretiker selbst bei ihren diversen Versuchen der Bestimmung eines *„weiblichen* Sozialcharakters" nie ernst gemacht haben. (Vgl. die einschlägigen Kritiken von Regina Becker-Schmidt (1990, 1991 a, b, Mechthild Rumpf 1989, Jessica Benjamin 1990, Christel Hopf 1990, Elvira Scheich 1989 sowie – in Bezug auf Marcuse – Xenia Rajewsky 1967).
Nun ließe sich einwenden, daß der Begriff Sozialcharakter nicht notwendig den Rekurs auf den Entwurf der Kritischen Theorie impliziert; gleichwohl wäre dann immer noch offenzulegen, worin denn genau das historisch Spezifische an diesem „Charakter" besteht und vor allem: was mit dem psychologischen Begriff vom „Charakter" gemeint ist.
Durchgängig fehlt derartigen Vorstellungen die theoretische Weite und politische Brisanz, die in dem ursprünglichen Anspruch der Kritischen Theorie steckte, subjekttheoretische Annahmen und gesellschaftstheoretische Überlegungen miteinander zu verbinden, um soziale Herrschaftszusammenhänge und deren Reproduktion auch in der Tiefendimension von Subjektivität und Sinnlichkeit zu analysieren. Mit der Verwendung des *Begriffs* „Sozialcharakter" wird nur scheinbar an diesen Anspruch angeknüpft, faktisch ist die Sozialcharakter-Diskussion im weiteren Spektrum der Frauenforschung jedoch nicht aufgearbeitet.

Ein überintegriertes Bild der Gesellschaft

Nun zu zwei systematischen Punkten der Kritik am Konzept des Sozialcharakters[2]. Der Kern der Bedenken läßt sich in Anlehnung an Dennis H. Wrong (1961) folgendermaßen auf den Punkt bringen: Hier wird – auch wenn es in herrschaftskritischer Absicht geschieht – ein übersozialisiertes Bild vom Menschen verknüpft mit einem überintegrierten Bild von der Gesellschaft.
Dieses Problem hat seine Wurzeln schon in der historischen Ausgangskonstellation, in der die Frage nach der Determination menschlicher Verhaltenspotentiale durch die Lebensverhältnisse im Zusammenhang der Freud-Marx-Debatte neu aufgeworfen wurde: Welche sozialen und psychologischen Mechanismen machen es möglich, daß Menschen gegen ihre „objektiven" Interessen, also „irrational" handeln ?
Ins Blickfeld rückten damit Fragen nach den psychologischen, zum Teil unbewußten Mechanismen der Anpassung und Unterordnung, Fragen nach der Verinnerlichung von Autoritätsstrukturen als Medien der Reproduktion gesellschaftlicher Herrschaft und Fragen nach den wichtigen sozialen „Agenturen" dieser Vermittlung. Die Nähe dieser Problemstellung zur feministischen Frage nach den Bedingungen der Möglichkeit männlicher Vormacht und deren Fortschreibung ist unübersehbar.
Für Fromm gehört die funktionale Orientierung per definitionem zum Konzept des Sozialcharakters. Er betont die Funktionalität der „libidinösen Struktur" für bestehende Verhältnisse und sieht im „Gesellschaftscharakter" (so die Sprachregelung der Fromm-Gesellschaft) das Ergebnis aktiver und passiver Anpassungsleistungen. Sie führen dazu, so Fromm, „daß Menschen so handeln wollen, wie sie handeln müssen" (1949: 210).
Horkheimer formuliert 1936 in den *Studien über Autorität und Familie* diesen Zusammenhang so: *„Die Familie besorgt als eine der wichtigsten erzieherischen Agenturen die Reproduktion der menschlichen Charaktere, wie sie das gesellschaftliche Leben erfordert, und gibt ihnen zum großen Teil die unerläßliche Fähigkeit zu dem spezifisch autoritären Verhalten, von dem der Bestand der bürgerlichen Ordnung weitgehend abhängt"* (1936: 206).

Obwohl in den einzelnen Phasen der Sozialcharakter-Diskussion und auch von den an ihr beteiligten Autoren sehr unterschiedliche Akzente gesetzt wurden, über die es schließlich zu Konflikten kam, auf die ich hier nicht näher eingehen kann, läßt sich festhalten, daß von der systematischen Anlage des Sozialcharakter-Konzepts her die Seite der Funktionalität stark betont, die Frage von Abweichung und Eigensinn dagegen tendenziell ausgeklammert bleibt bzw. nicht systematisch verfolgt oder geschichtsphilosophisch weginterpretiert wird.

In der Rezeptionsgeschichte des Konzepts wird seit der Kulturismus-Debatte der Vorwurf des Funktionalismus häufig auf Fromm beschränkt, während seinen Kontrahenten (Marcuse und Adorno) bescheinigt wird, an einer dialektischen Sicht festgehalten zu haben. Dies läßt sich meiner Auffassung nach nur zum Teil halten und gilt eher für einige der methodologischen und metatheoretischen Reflexionen über das Verhältnis von Soziologie und Psychologie und insbesondere den Stellenwert der psychoanalytischen Triebtheorie, als für die Gesellschaftstheorie.
Vom Resultat her gesehen dokumentiert z.B. auch noch Adornos Entwurf eines entindividualisierten, ohnmächtigen Subjekts in einer verwalteten Welt übermächtiger Institutionen ein übersozialisiertes Bild vom Menschen und ein überintegriertes Bild von der Gesellschaft. Nahezu zwangsläufig schließen sich damit die Horizonte.
Er schreibt in den 60er Jahren: *„Der Zirkel schließt sich. Es bedürfte der lebendigen Menschen, um die verhärteten Zustände zu verändern, aber diese haben sich so tief in die lebendigen Menschen hinein, auf Kosten ihres Lebens und ihrer Individuation, fortgesetzt, daß sie jener Spontaneität kaum mehr fähig erscheinen, von der alles abhinge."* (Adorno 1966: 642)
Hier wird ein grundsätzliches Dilemma deutlich, das sich bei den Autoren aus dem Zusammenhang der „Frankfurter Schule" allerdings in unterschiedlichen Ausprägungen zeigt: In den theoretischen Erläuterungen zum Sozialcharaker werden gesellschaftliche Entwicklungen auf relativ hohem Generalisierungsniveau und Gesellschaft so durchgängig als Herrschaftssystem aufgefaßt, daß auch die von ihr geprägten Sozialcharaktere nur eindimensional sein können. Als gesellschaftliche Bedingungen zur Entstehung des autoritären Sozialcharakters gelten: Zerfall des mittleren Eigentums, wachsende Unmöglichkeit wirtschaftlich selbständiger Existenz; daraus ergeben sich wiederum innerhalb der Familie Veränderungen der Autoritätsstruktur; Veränderungen des Kapitalismus von einem dynamischen zu einem statischen System, Widerspruch zwischen gesellschaftlicher Ungleichheit und formaler Demokratie; schließlich globale Prozesse wie die der Mechanisierung und Bürokratisierung, der Standardisierung von Massenkultur. Die Frage nach objektiven Entwicklungstendenzen, die die Entstehung nicht-autoritätsgebundener Denk- und Verhaltensformen begünstigen oder die zumindest auf die Widersprüchlichkeit dieser Entwicklungen hindeuten würden, wird nicht verfolgt.[3]
Die Hermetik der hier zugrundeliegenden Gesellschaftsanalyse ist schon häufiger Gegenstand der Kritik geworden. Hier ist eine Kurskorrektur angesagt, die die Heterogenität und Widersprüchlichkeit des gesellschaftlichen Reproduktionsprozesses stärker in das Zentrum rückt. Dies tangiert dann auch die Möglichkeit einer Konstruktion von Sozialcharakteren, die auf Kohärenz, Anpassung und Eindimensionalität angelegt sind.

Gesellschaft ist in ihren kulturellen, sozialen und politischen Dimensionen ein prozessualer Zusammenhang von Tradition und Progression, Restauration und Veränderung, Widersprüchen und Ungleichzeitigkeiten, angetrieben von unterschiedlichen, ja kontradiktorischen Interessen zwischen sozialen Gruppen. Daran ist festzuhalten trotz aller Macht homogenisierender Tendenzen, ökonomischer Subsumtionsvorgänge, instrumenteller Rationalität und der „Gewalt ihres Zusammenhangs" (Negt).

Schon von hier aus gesehen spricht nicht viel für die Annahme einer einförmigen Prägung der Individuen. Entscheidend wird dagegen sein, die gegenwärtigen Dialektiken von Zusammenschluß und Trennung, Homologisierung und Differenzierung innerhalb und zwischen den sozialen Subsystemen genauer zu bestimmen. Damit verbunden ist die Frage, wie und über welche Instanzen oder Praxisfelder sich die Erfahrung derartiger Konstellationen den Subjekten mitteilt, wo und über welche Mechanismen sie verstellt ist, und welche sozialisierende Bedeutung ihnen lebensgeschichtlich jeweils zukommt.

Dies erfordert eine Konkretisierung gesellschafts- bzw. strukturanalytischer Kategorien hin zu populationsspezifischen *Lebensverhältnissen, Lebensweisen und Erfahrungen* bis zu generationenspezifischen Erfahrungskonstellationen, die z.B. von der Historischen Sozialisationsforschung hervorgehoben werden. Sozialisation dürfte dabei nicht beschränkt werden auf die familialen Bedingungen und Prozesse frühkindlicher Sozialisation, sondern hätte schulische, berufliche und andere sozio-ökologische Erfahrungskontexte einzubeziehen. Zentral scheint mir dabei allerdings zu sein, ihr spezifisches Gewicht im Verhältnis zueinander zu bestimmen. Diese Integration ist nach wie vor Programm (und Problem).

Zurück zum überintegrierten Bild von der Gesellschaft: Differenzierungen im Bereich der *soziologischen* Bestimmung von objektiven Erfahrungs-Konstellationen tangieren die Möglichkeit verallgemeinernder Aussagen über „Sozialcharaktere". Erst unter Rückgriff auf solche Analysen kann aber über die „Populationen" entschieden werden, über die realitätshaltigere Verallgemeinerungen gemacht werden können.

Die Rede vom „weiblichen Sozialcharakter" als Verallgemeinerung über die Population „Frau" unterstellt identische soziale Lagen. Da Frauen sich aber schon in soziologischer Sicht unter sozialstrukturellen Kriterien wie „Klasse" und/oder „ethnische Herkunft" unterscheiden, abstrahiert der „weibliche Sozialcharakter" von anderen Bestimmungsmomenten der Vergesellschaftung. *Ein* „weiblicher Sozialcharakter" kann – aus soziologischer Sicht – nur herauskommen, wenn von den Unterschieden der sozialen Lage und Herkunft von Frauen abgesehen oder wenn ein Begriff patriarchaler Herrschaft zugrundegelegt wird, der Differenzen unter Frauen vollends nivelliert. Dies gälte es dann jedoch als Relevanzentscheidung zu begründen.

Soziale und sozialisierende Erfahrungszusammenhänge lassen sich heute weder ohne weiteres entlang der alten Klassen- oder Schichtungskriterien bestimmen; noch sind sie, wie es in der Diskussion um den „weiblichen Sozialcharakter" erscheint, über die herkömmlichen, oft undifferenziert gefaßten geschlechterbezogenen Bereichs-Kategorien wie Öffentlichkeit/Privatheit bzw. Beruf/Familie und die korrespondierenden Ideologien und Deutungssysteme zu fassen.

Gleichzeitig denke ich, daß sich gerade die Frage nach der Geschlechterdifferenz aufgrund der Überdeterminiertheit und Prägnanz von Trennlinien zwischen den Geschlechtern besonders gut zu einer Konkretisierung der Vermittlungsproblematik eignet.

Das möchte ich kurz begründen – und beziehe mich dabei auf die
- sozialstrukturelle Dimension sozialer Ungleichheit,
- auf Geschlechterdifferenz in der symbolischen Ordnung und
- die psychosexuelle Seite der Subjektkonstitution.

Vorausgeschickt sei dabei, daß in allen drei „Dimensionen" erheblicher theoretischer Klärungsbedarf besteht: Etwa in Bezug auf den Begriff der „Struktur", die Konstitution des „Symbolischen", die Beziehung und Inkongruenz zwischen psychosexuellen und kognitiven Dimensionen von Individuationsprozessen sowie die Frage nach der sozialisierenden Bedeutung extrapersonaler Objektwelten.

1. Sozialstrukturelle Analysen zeigen zum einen die sich durchhaltenden Dimensionen sozialer Ungleichheit zwischen den Geschlechtern in allen Feldern gesellschaftlicher Praxis aber auch deren schicht- und kulturspezifische Ausprägungen.

   Für Gesellschaften wie die unsere charakteristisch sind spezifische Widerspruchkonstellationen in der Vergesellschaftung von Frauen, die einerseits Indikatoren sozialen Wandels sind, gleichzeitig aber eine konstitutive Rolle bei der Reproduktion sozialer Ungleichheit zwischen den Geschlechtern spielen. Ich nenne hier nur die schicht- und zum Teil auch systemübergreifende – „Vereinbarkeitsproblematik", die ihre Auswirkungen hat auf die Situation von Frauen in der Familie, ihre Positionierung in der Berufswelt mit Folgen bis hinein in die Systeme sozialer Sicherheit und gesellschaftlich-politischer Partizipationsmöglichkeiten.

   Regina Becker-Schmidt hat als einen Ausgangspunkt für die Analyse solcher Konstellationen den heuristisch sehr fruchtbaren Begriff von der „doppelten und widersprüchlichen Vergesellschaftung" (der Arbeitskraft) und der doppelten Sozialisation von Frauen (Berufs- und Familienorientierung) geprägt. Dies eröffnet einen Zugang, die kontroversen sozialen Anforderungen an Frauen und damit einhergehende Konflikt- und Ambivalenzerfahrungen zu analysieren, die sich auch im familiären Binnenverhältnis

niederschlagen. Auch in Bezug auf Männer werden solche Fragestellungen in der Biographieforschung inzwischen aufgegriffen – so von Ernst Hoff und anderen (E. Hoff 1990). Die (strukturellen) Unterschiede zwischen den Geschlechtern erscheinen in den einschlägigen Befunden deutlich ausgeprägter als die innerhalb der Geschlechter. Das heißt: die „Vereinbarkeitsproblematik" und ihre Folgen sind ein Problemzusammenhang, der Frauen miteinander verbindet; gleichwohl wird er umstrukturiert und erfahren innerhalb klassen-und schichtspezifischer Kontexte.

2. Analysen zur symbolisch-kulturellen Konstruktion und Repräsentation des Geschlechterverhältnisses konstatieren übereinstimmend eine befremdende „Überschußproduktion" an Binarität und Polarisierung im „kulturellen Erkennungsdienst der Geschlechter" (Tyrell). Durchgängig werden dabei die hierarchischen Momente in der symbolischen Konstruktion von Differenz festgestellt, wie immer unterschiedlich die theoretischen Erklärungsversuche auch sein mögen. Die Untersuchungsgegenstände reichen hier von der Sprache und Symbolisierungen der Geschlechterdifferenz, über die alltäglichen Praxen des „doing gender", der „Vergeschlechtlichung" von Menschen, Dingen, Tätigkeiten, Praxisfeldern, bis hinein in die Diskurse der Wissenschaft. Der polarisierende und Differenzen systematisch übertreibende Blick verstellt die Zurkenntnisnahme von Unterschieden und Vielfalt innerhalb der Geschlechter. Gleichzeitig wird damit aber auch die Faktizität produzierende Dimension sozialer Normierung offengelegt. Es geht hier also um die Funktionsweisen, Logiken und machtanalytischen Dimensionen dieser Konstruktionen von Differenz sowie um die subjektiven und gesellschaftlichen Sachverhalte, an die sie übertreibend, verdeckend und dabei Hierarchien legitimierend wie reproduzierend anknüpfen.
3. In der Diskussion zu klassenspezifischen Ausprägungen von Sozialcharakteren war vor allem der Stellenwert von Fragen der psychosexuellen Entwicklung und insbesondere der Triebtheorie umstritten. In Bezug auf die Geschlechterdifferenz gehört zumindest Sexualität „natürlich" und an vorderer Stelle mit dazu. Und Freud war, indem er den Triebschicksalen und den Komplikationen der psychosexuellen Entwicklung nachging, einer der ersten, die gezeigt haben, wie voraussetzungsvoll diese „Naturseite" der sozialen „Geschlechterpersönlichkeit" ist.

Es ist bekannt, daß sich die Frauenforschung mit diesem Teil des „Erbes der Väter" besonders schwer getan hat. Nach einer Phase der Verweigerung und Empörung über den androzentrischen Blick auf Weiblichkeit hat sich inzwischen eine deutlich verstärkte Auseindersetzung mit Freud und psychoanalytischen Theorietraditionen entwickelt. Fragen nach der für Mädchen und Jungen unterschiedlichen Bedeutung der prädipalen Mutterbindung und primärer Identifikation, der homosexuellen Komponente in der Beziehung des

Mädchens zum für beide Geschlechter ersten Liebesobjekt, der Mutter, und die für Jungen und Mädchen differenten Problematiken im Zusammenhang der Loslösung von der Mutter und der Triangulierung, werden intensiv diskutiert. Relativ neu ist auch die stärkere Beachtung und Erforschung der Adoleszenz im Zusammenhang der psychosexuellen und sozialen Entwicklung von Mädchen und Jungen. Ich kann hier nur darauf verweisen. Im Kontext dieser Diskussion spielt zur Zeit vor allem die psychodynamische Seite der Abgrenzung und Abwertung von Weiblichkeit im Prozeß männlicher Individuation eine große Rolle. Die Geschlechter, so lassen sich die diversen Befunde zusammenfassen, verhalten sich ungleich gegenüber der Geschlechterdifferenz.

Aus meiner Sicht ist gerade der in der feministischen Diskussion umstrittenste Teil der Psychoanalyse, die Triebtheorie, bei allen offenen Fragen, eines der unverzichtbaren Erkenntnismittel. Die starke affektive Besetzung von Differenzen, die libidinöse, aggressive und narzißtische Aufladung von allen möglichen kulturellen und sozialen Trennlinien zwischen den Geschlechtern, die Dimension der Geschlechterrivalität sowie der repulsiven wie attraktiven Elemente in den Geschlechterbeziehungen, ist ohne sie schwer zu begreifen.

An dieser Stelle wird auch deutlich, daß nicht Frauen allein im Blickpunkt unserer Analysen stehen können – was der Begriff „Frauenforschung" ein Stück weit verdeckt –, sondern sich fast alle Probleme in diesem Zusammenhang nur aus dem Geschlechterverhältnis heraus begreifen lassen. Versuche, die hier kurz genannten Analysedimensionen zueinander in Beziehung zu setzen, stoßen auf ein grundsätzliches methodisches Problem, das in der Diskussion um den interdisziplinären Charakter analytischer Sozialpsychologie bis heute zentral ist.

Gottschalch bezieht sich in seiner Kritik am Sozialcharakter-Konzept auf Devereuxs Überlegungen zur komplementaristischen Methode. Danach haben wir es in den Wissenschaften vom Menschen immer mit mindestens zwei Bezugssystemen oder Diskursen zu tun (Soziologie/Psychologie). Die Grenze zwischen ihnen sei da situiert, wo, *„falls die Erklärung zu weit getrieben wird, der Gegenstand ‚verschwindet' und automatisch durch einen ausschließlich dem komplementären Diskurs zugehörigen Gegenstand ersetzt wird."* (1984: 12)

Im Konstrukt des Sozialcharakters (auch dem des weiblichen) geschieht dies Verschwinden und Ersetzen in doppelter Weise: Von der Seite der Charakterstruktur her gesehen, gedacht als subjektiv-funktionales Äquivalent gesellschaftlicher Bedingungen, löst sich Gesellschaft tendenziell auf in einen widerspruchsfreien Herrschaftszusammenhang, wie ich es oben kritisiert habe, und umgekehrt organisiert der soziologisierende Zugriff aufs Individuum die in den Blick genommenen Subjektpotentiale ausschließlich nach Kriterien gesellschaftlicher Konformität.

Das Bild kompliziert sich, wenn wir uns von der soziologischen Perspektive entfernen und die unterschiedlichen *subjektiven* Möglichkeiten der Aneignung von Gesellschaft und Verarbeitung von Erfahrungen in Rechnung stellen. Schon im Zusammenhang mit dem „autoritären Charakter" stellte die zweifache dynamische Bestimmtheit von Erfahrung (durch den lebensgeschichtlichen Hintergrund und die Spezifika der aktuellen Situation) die Forschung vor erhebliche theoretische und methodische Probleme. Es ist immer wieder darauf hingewiesen worden, z.B. von Ali Wacker (1979: 122 ff.):

1. Gleiches Verhalten von Individuen kann unterschiedlich motiviert sein;
2. vergleichbare intrapsychische Motive oder Konfliktkonstellationen können sich in unterschiedlicher Form Ausdruck verschaffen;
3. die Verhältnisse von latenten und sich manifestierenden Subjektpotentialen sind nicht konstant, sie können sich biographisch, kontextgebunden verschieben;
4. identische Aussagen können Unterschiedliches meinen, je nach sozialem Hintergrund von Erfahrung.

Angesichts des changierenden, dynamischen Charakters dieser Konstellationen erscheinen verallgemeinerbare Aussagen über „Verhaltenspotentiale" bestimmter Gruppen, wie sie auch der Sozialcharakterbegriff intendierte, schwer möglich. Insbesondere der Charakterbegriff bündelt Subjektpotentiale in einer Weise, die das Moment der Fixierung und Verkrustung subjektiver Dispositionen überakzentuiert.

Dies Element des Andauernden, Festen – das sich schon in den Charakterdiskursen des 17. Jahrhunderts zeigt – betont auch Fromm (1932: 42), der sich zunächst auf Freuds Charakterbegriff bezieht, wonach die *„bleibenden Charakterzüge entweder unveränderte Fortsetzungen der ursprünglichen Triebe, Sublimierungen oder Reaktionsbildungen gegen dieselben"* (Freud 1972: 208) sind. Demgegenüber weist der Psychoanalytiker Karl Abraham darauf hin, daß die *Dauer* von Eigenschaften im Grunde (auch bei Freud) *kein* wesentliches Merkmal des Charakterbegriffs sei. Ihm genüge es, vom *„Charakter auszusagen, er umfasse die Gesamtheit der triebhaften Reaktionen der einzelnen auf das Gemeinschaftsleben"* (Abraham 1925: 218). (Was immer das im einzelnen heißen mag).

Die psychoanalytische Sicht aufs Subjekt ist insgesamt denn auch eher als eine zu kennzeichnen, die den dynamischen und konflikthaften Charakter der Einbindung in Kultur und Gesellschaft betont, denn als eine, die auf Identität, Kontinuität oder Stabilitätsannahmen aus wäre. Auch Adorno hat immer wieder darauf hingewiesen, daß die Vorstellung einer Totalität und Kontinuität des Charakters fiktiv sei. Charakter sei *„ein System von Narben, die nur unter Leiden und nie ganz integriert werden. Die Zufügung dieser Narben ist die*

Form, in der die Gesellschaft im Individuum sich durchsetzt" (Adorno 1972: 24). Im gleichen Zusammenhang stellt er – gegen Horney, Fromm und andere „Revisionisten" gemünzt – fest: *„Je mehr die Psychoanalyse soziologisiert wird, umso stumpfer wird ihr Organ für die Erkenntnis sozial verursachter Konflikte."*[4]

Die Psychoanalyse hat auf die grundlegende Bedeutung von Ambivalenzphänomenen im Seelenleben aufmerksam gemacht. Frederick Wyatt spricht in einem Vortrag über psychoanalytische Charakterologie von dem *„eigentümlichen, für die Persönlichkeit charakteristischen Phänomen der Ambivalenz, einer Einstellung, die gleichzeitig für und gegen eine Person, für und gegen eine Anpassung, für und gegen eine Entscheidung ist."* (1957: 259)

Gewiß tritt diese Zweiwertigkeit von Gefühlen in therapeutischen Prozessen, als Erfahrungshintergrund der meisten Psychoanalytiker, besonders auffällig zutage, und ihre Wurzeln sind – als häufig unbewußte – schwer zugänglich. Regelmäßig auftretende Konstellationen von Ambivalenz können jedoch auch aus *sozialpsychologischer* Sicht untersucht werden, nicht nur im Zusammenhang der frühkindlichen Entwicklung, sondern auch in Bezug auf spätere Phasen.

Dies läßt sich beispielsweise nachvollziehen anhand der Erfahrungen von Mädchen im Laufe der geschlechtstypischen Sozialisation: Die Nötigung zur Selbstverortung innerhalb einer widersprüchlichen Triade sozialer Geltung von Weiblichkeit als „Besonderem – Minderem – Anderem" und die damit verbundenen Trennungs- und Identifikationsprozesse im Rahmen persönlicher Beziehungen, sind von erheblichen Ambivalenzerfahrungen begleitet. Diese werden nicht einfach irgendwann in Form von „Reife" stillgestellt und pazifiert, sondern können – wie wir in unseren Untersuchungen am Psychologischen Institut der Universität Hannover auch empirisch gezeigt haben – in Konflikten immer wieder evoziert und durch neue Erfahrungen und Deutungsmöglichkeiten angereichert und umgeschrieben werden. (Vgl. Becker-Schmidt u.a. 1982, 1983, 1984; Becker-Schmidt/Knapp 1985, Becker-Schmidt 1990 a)

Aus diesen wenigen Hinweisen dürfte deutlich geworden sein: So wie wir auf der Ebene der soziologischen Analyse des Geschlechterverhältnisses mit komplexen Konfigurationen, mit Widersprüchen und Ungleichzeitigkeiten konfrontiert sind, so stoßen wir auf der Seite subjektiver Verarbeitung von Erfahrungen auf Probleme der Kontingenz oder Inkonsistenz, die methodisch erst sehr ansatzweise ausgelotet worden sind. Darauf bezieht sich Regina Becker-Schmidt, wenn sie schreibt: *„Die Notwendigkeit objektiver Strukturanalysen gerade auch von inneren Vergesellschaftungsprozessen darf uns ... nicht vergessen lassen, daß Menschen in ihrem Bewußtsein (und ihrem Unbewußten) Getrenntes und Zusammengehöriges anders aufeinander beziehen, anders synthetisieren, als es die gesellschaftliche Logik vorgibt"* (Becker-Schmidt 1990: 12).

Wir hätten – besonders wenn wir (wie in der Frauenforschung) den Aspekt der Interdisziplinarität betonen – zu lernen, entlang dieser unterschiedlichen Logiken zu denken, ohne sie (vorschnell) ineinander aufzulösen.

Für die *empirische* Untersuchung von geschlechtsspezifischen Sozialisations- und Individuationsprozessen und von biographischen Verläufen hat das erhebliche methodische und praktische Konsequenzen. Hier zeigen sich eigentlich erst die Dimensionen der Forschungsaufgabe, vor der eine sozialwissenschaftliche Frauenforschung steht, die an der mit dem Sozialcharakterkonzept gestellten, doch nicht befriedigend beantworteten Frage nach der Gesellschaftlichkeit von Individuen unterschiedlicher Geschlechts-, Klassen und ethnischer Zugehörigkeit festhalten und dabei auf historische Aktualität und Empirie nicht verzichten will.

Deutlich wurden in der Diskussion um den „Sozialcharakter" vor allem die Grenzen von Generalisierungen; deutlich wurde auch die Problematik von Typenbildungen – und Typologisierungen waren ja von Fromm bis hin zu den *Studies in Prejudice* das gängige Verfahren.[5]

Nach meiner Auffassung sind die Schwierigkeiten charakterologischer oder generell subjektbezogener Typisierungen unübersehbar. Gleichwohl ist mir bewußt, welch wichtiges Darstellungsmittel die Typenbildung im Rahmen sozialwissenschaftlicher Forschung ist. Dennoch würde ich hier im Sinne Devereuxs künftig präzisere Grenzziehungen für wichtig halten, die m.E. auch Grenzen dessen markieren, was empirischer Forschung überhaupt zugänglich ist.

Typisiert werden können im soziologischen Sinne objektive Konfigurationen oder Prozeßmuster, die etwas aussagen über spezifische Lebenslagen bestimmter Populationen. Desgleichen können sozialpsychologische Theorien typische affektive Konfliktfelder beschreiben, mit denen zum Beispiel Heranwachsende in unserer Kultur konfrontiert sind. Beide können aber nicht – und dies hat Ruth Großmaß (1989) in ihrer Chodorow-Kritik zu Recht betont – typische Persönlichkeiten prognostizieren, die in der Verarbeitung dieser Erfahrungen und Konflikte entstehen.

Trotz der theoretischen und methodischen Kritik am Konzept des Sozialcharakters würde es sich nach meiner Auffassung lohnen, die Debatte über diesen Entwurf auch in der Frauenforschung stärker zu führen. Die mit dem Konzept seinerzeit intendierte Synthese von Aussagen über den Zusammenhang von Sozialstruktur und Subjektstruktur läßt sich in der vorgestellten Weise gewiß nicht einlösen. Damit ist jedoch die Frage nach dem Vermittlungszusammenhang von Individuum und Gesellschaft und der subjektiven Implikationen von Herrschaft nicht vom Tisch; aber sie läßt sich auf dem Hintergrund der Erfahrung der Grenzen dieses anspruchsvollen Versuchs möglicherweise präziser formulieren. Für mich ist der Abschied vom „Sozialcharakter-Konzept" daher – auch in Bezug auf die Problemstellungen der Frauenforschung – verbunden mit

einem Plädoyer für ein Festhalten oder eine Neuaneignung dieser Tradition, deren theoretisch-politische Spannweite und heuristischen Horizont ich nach wie vor – und besonders für Analysen des Geschlechterverhältnisses – für aktuell und brisant halte. Die aus der poststrukturalistischen Strömung herrührenden Provokationen, die Aufforderungen, das Denken in „Identitäten" zu durchkreuzen, könnten auch in diesem Zusammenhang fruchtbar gemacht werden, wenn ihre Geltungsbereiche geklärt würden. Ebenso die Anregungen aus feministischer Geschichtswissenschaft und Kulturanthropologie, die die historische und kulturelle Variabilität geschlechtsdifferenter Formen der Vergesellschaftung dokumentieren. Ich setze darauf, daß mit der eingangs beschriebenen wissenschaftlich-politischen Konstellation auch für feministische Wissenschaftlerinnen eine größere Freiheit des Blicks zurück verbunden ist.

Anmerkungen

1 So preist etwa Neujahr 1692 der Frühaufklärer Christian Thomasius in einem Schreiben an Friedrich III., Kurfürst von Brandenburg, dem Landesherrn die politischen Vorzüge seiner Wissenschaft, anderer Menschen Gemüt und Charakter zu erkennen, auch ohne deren Wissen. Dabei denkt er, wie Fritz Brüggemann erläutert, durchaus praktisch: *„Die Kunst, anderer Menschen Gemüt zu erkennen, ist grundlegend für das Streben, die Menschen zu beherrschen, das den sogenannten politischen Menschen in der Zeit des Thomasius' beherrschte."* (Brüggemann 1972: 62). Während Thomasius' Charakterologie noch auf die alte Tradition der Affektenlehre zurückgreift, entwickelt sich die spätere Charakterologie – etwa bei Karl Philip Moritz oder Lavater – zu einer empiristischen Wissenschaft der Beobachtung und der Klassifikation.

2 Auf eine Rekonstruktion der unterschiedlichen Positionen und Entwicklungen im Zusammenhang mit dem Sozialcharakter-Konzept, insbesondere die Debatten um die Psychoanalyserezeption, will ich hier nicht eingehen. Sie sind u.a. dokumentiert in: W. Bonß/A. Honneth: *Sozialforschung als Kritik*, Frankfurt a.M. 1982; Helmut Dubiel: *Kritische Theorie der Gesellschaft*, 1988; Rolf Wiggershaus: *Die Frankfurter Schule*, 1988; Bernard Görlich: *Die Wette mit Freud*, 1991; Bernard Görlich: *Der Stachel Freud*, 1980; Psychoanalytisches Seminar in Zürich (Hrsg.): *Die Gesellschaft auf der Couch*, 1989.

3 Ansätze hierzu finden sich allenfalls noch in der 1929 unter Leitung von Erich Fromm begonnenen und erst 1980 von Wolfgang Bonß veröffentlichten Studie *Arbeiter und Angestellte am Vorabend des Dritten Reiches*. Sie ging noch von der geschichtsoptimistischen Auffassung aus, daß das Proletariat die gesellschaftliche Kraft sei, die den Kapitalismus überwindet. Helmut Dubiel kommentiert: *„Daß diese in die Anlage der empirischen Studie investierte Erwartung schlagend falsifiziert wurde, sich also als schlicht falsch erwies, sollte den Fortgang der Kritischen Theorie als ganzer und ihrer Sozialpsychologie im besonderen entscheidend beeinflussen."* (Dubiel 1988: 45)

4 Diese Einschätzung ist – denken wir an die Versuche Chodorows, mit einer um die Triebtheorie verkürzten Psychoanalyse der Objektbeziehungen die Reproduktion des „Mutterns" zu fassen – von großer Aktualität für die feministische Diskussion. Darauf verweist auch Regine Othmer-Vetter in ihrer Auseinandersetzung mit Chodorow: *„Sowohl auf der sozialisationstheoretischen wie auf der soziologischen Seite wird jede Dialektik oder auch jeder Konflikt zwischen Individuum und Gesellschaft eliminiert. Eine soziologisierte Psychoanalyse ergänzt um eine psychologisierte Soziologie."* (1988: 105)

5 Auffällig ist dabei im übrigen der changierende Umgang mit dem Sozialcharakterbegriff: Im Kontext der empirischen Studien wird die im engen Sinne charakterologische Begründung aufgegeben, und es ist eher vom „Syndromcharakter" autoritärer Dispositionen die Rede; auch bei Fromm zeigen sich deutliche Ambivalenzen bzw. Inkonsistenzen, etwa wenn er einerseits immer wieder darauf hinweist, daß es sich bei seinen „Gesellschaftscharakteren" um Idealtypen handele, die gar nicht „rein" vorkommen, diese andererseits aber in den Begründungen als „Realtypen" behandelt.

Literatur

Abraham, Karl 1925: *Psychoanalytische Studien zur Charakterbildung*, Berlin

Adorno, Theodor W. 1966: Stichwort „Gesellschaft" in: *Ev. Staatslexikon*, Stuttgart

ders. 1990: *Gesammelte Schriften*. Bd. 8, Frankfurt a.M.

ders./Bettelheim, B./Frenkel-Brunswik, E./Guterman, N./Janowitz, N./Levinson, S./Sanford, R.N. 1953: *Der autoritäre Charakter. Studien über Autorität und Vorurteil*. Bd. 1 und 2, Frankfurt a.M.

Becker-Schmidt, Regina/Uta Brandes/Marva Karrer/Gudrun-Axeli Knapp/Mechthild Rumpf/Beate Schmidt 1982: *Nicht wir haben die Minuten, die Minuten haben uns*, Bonn

dies./Uta Brandes/Mechthild Rumpf/Beate Schmidt 1983: *Arbeitsleben – Lebensarbeit. Konflikte und Erfahrungen von Fabrikarbeiterinnen*, Bonn

dies./Gudrun-Axeli Knapp 1985: *Arbeiterkinder gestern – Arbeiterkinder heute. Erziehungsansprüche und -probleme von Arbeiterinnen im intergenerativen Vergleich*, Bonn

dies. 1987: „Die doppelte Vergesellschaftung, die doppelte Unterdrückung: Besonderheiten der Frauenforschung in den Sozialwissenschaften", in: I. Wagner/ L. Unterkirchner (Hrsg.): *Die andere Hälfte der Gesellschaft*, Wien

dies. 1990: „Vergesellschaftung – innere Vergesellschaftung. Individuum, Klasse, Geschlecht aus der Perspektive der Kritischen Theorie", in: Wolfgang Zapf (Hrsg.): *Die Modernisierung moderner Gesellschaften*. Verhandlungen des 25. Deutschen Soziologentages in Frankfurt a.M. 1990

dies. 1990 a: „Zum Konzept der Nachträglichkeit", in: Ingrid Sommerkorn (Hrsg.): *Soziologie in der Lehre*, Hamburg

dies. 1991 a: „Identitätslogik und Gewalt. Zum Verhältnis von Kritischer Theorie und Feminismus", in: Müller-Warden J./Welzer, H.: *Fragmente Kritischer Theorie*, Tübingen
dies. 1991 b: „Wenn die Frauen erst einmal Frauen sein könnten", in: Früchtl, J./Calloni, M. (Hrsg.): *Geist gegen den Zeitgeist. Erinnern an Adorno*, Frankfurt a.M.
Benjamin, Jessica 1990: *Die Fesseln der Liebe. Psychoanalyse, Feminismus und das Problem der Macht*, Frankfurt a.M.
Bonß, Wolfgang/Honneth, A. 1982: *Sozialforschung als Kritik*, Frankfurt a.M.
Busch, H.J./A. Krovoza (Hrsg.) 1989: *Subjektivität und Geschichte*, Frankfurt a.M.
Butler, Judith 1991: *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt a.M.
Brüggemann, Fritz (Hrsg.) 1972: *Aus der Frühzeit der deutschen Aufklärung. Christian Thomasius und Christian Wiese*. Reihe Aufklärung Bd. 1, Darmstadt
Clemens, Bärbel 1988: *Menschenrechte haben kein Geschlecht. Zum Politikverständnis der bürgerlichen Frauenbewegung*, Pfaffenweiler
Devereux, Georges 1984: *Ethnopsychoanalyse. Die komplementäre Methode in den Wissenschaften vom Menschen*, Frankfurt a.M.
Dohm, Hedwig 1986: *Der Frauen Natur und Recht*, Zürich
Dubiel, Helmut 1988: *Kritische Theorie der Gesellschaft*, Weinheim
Fox-Keller, Evelyn 1986: *Liebe, Macht und Erkenntnis*, München
Freud, Sigmund 1972: *Gesammelte Werke*. Bd. VII, Frankfurt a.M.
Fromm, Erich 1980: *Gesamtausgabe*. Bde. I-III und VIII, Stuttgart
Gilligan, Carol 1984: *Die andere Stimme*, München
Görlich, Bernard 1980: *Der Stachel Freud*, Frankfurt a.M.
ders. 1991: *Die Wette mit Freud*, Frankfurt a.M.
Gottschalch, Wilfried 1971: *Sozialisationsforschung*, Frankfurt a.M.
Großmaß, Ruth 1989: „Feminismus im Schoß der Familie. Kritische Überlegungen zu Chodorows ‚Erbe der Mütter'", in: Großmaß, R./Schmerl, Ch. (Hrsg.): *Feministischer Kompaß, patriarchales Gepäck*, Frankfurt a.M.
Haug, Frigga 1987: „Subjekt Frau. Zur Politik der Erinnerung", in: B. Rommelspacher (Hrsg.): *Weibliche Beziehungsmuster. Psychologie und Therapie von Frauen*, Frankfurt a.M.
Honegger, Claudia 1991: *Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib. 1750-1850*, Frankfurt a.M./New York
Hopf, Christel 1990: „Autoritarismus und soziale Beziehungen in der Familie. Qualitative Studien zur Genese autoritärer Dispositionen", in: *Zeitschrift für Pädagogik*, 36. Jg./1990, Nr. 3, S. 371 f.
Horkheimer, Max/Flowerman, S.H. (Hrsg.) 1949: *Studies in Prejudice*, New York

Institut für Sozialforschung 1936: *Studien über Autorität und Familie*, Paris
Jüttemann, Gerd (Hrsg.) 1986: *Die Geschichtlichkeit des Seelischen. Der historische Zugang zum Gegenstand der Psychologie*, Weinheim
Kant, Immanuel 1983: *Gesammelte Werke*. Bd. 10, Darmstadt
Kimmerle, Heinz 1988: *Derrida zur Einführung*, Hamburg
Knapp, Gudrun-Axeli 1987: „Arbeitsteilung und Sozialisation: Konstellationen von Arbeitsvermögen und Arbeitskraft im Lebenszusammenhang von Frauen", in: Beer, U. (Hrsg.): *Klasse Geschlecht. Feministische Gesellschaftsanalyse und Wissenschaftskritik*, Bielefeld
dies. 1988 a: „Die vergessene Differenz", in: *Feministische Studien*, 6. Jg., Bd. 1, Oktober 1988
dies. 1988 b: „Das Konzept „weibliches Arbeitsvermögen" – theoretische Zugänge, Irrwege, Perspektiven", in: *ifg Frauenforschung*, Heft 4/1988, S. 8 ff.
dies. 1989: „Männliche Technik - weibliche Frau? Zur Analyse einer problematischen Beziehung", in: Becker, D./Becker-Schmidt, R./Knapp, G.A./Wakker, A. (Hrsg.): *Zeitbilder der Technik. Essays zur Geschichte von Arbeit und Technologie*, Bonn
dies. 1990: „Zur widersprüchlichen Vergesellschaftung von Frauen", in: Hoff, E. (Hrsg.): *Die doppelte Sozialisation Erwachsener*, München
Krüger, Helga/Claudia Born 1990: „Probleme der Integration von beruflicher und familialer Sozialisation in der Biographie von Frauen", in: E. Hoff (Hrsg.): *Die doppelte Sozialisation Erwachsener*, München
Moritz, Karl Philipp 1986: *Magazin zur Erfahrungsseelenkunde*, Nördlingen
Psychoanalytisches Seminar Zürich (Hrsg.) 1989: *Die Gesellschaft auf der Couch*, Zürich
Rajewsky, Xenia 1967: „Die zweite Natur - Feminismus als weibliche Negation?" In: Detlev Claussen (Hrsg.): *Spuren der Befreiung – Herbert Marcuse*, Darmstadt/Neuwied
Rumpf, Mechthild 1989: *Spuren des Mütterlichen. Die widersprüchliche Bedeutung der Mutterrolle für die männliche Identitätsbildung in Kritischer Theorie und feministischer Wissenschaft*, Frankfurt a.M. und Hannover
Sichtermann, Barbara 1988: *Wer ist wie? Über den Unterschied der Geschlechter*, Berlin
Thürmer-Rohr, Christina 1989: *Mittäterschaft und Entdeckungslust*, Berlin
Tyrell, Hartmann 1986: „Geschlechtliche Differenzierung und Geschlechterklassifikation", in: *KZfSS*, 38, 3, 1986, S. 17 f.
Vinnai, Gerhard 1973: *Zur Sozialpsychologie der Arbeiterklasse*, Frankfurt a.M.
Wacker, Ali 1979: „Zur Aktualität und Relevanz klassischer psychologischer Faschismustheorien", in: G. Paul/B. Schoßig: *Jugend und Neofaschismus*, Frankfurt a.M.

Wiggershaus, Rolf 1988: *Die Frankfurter Schule*, Frankfurt a.M.
Wrong, Dennis 1961: „Das übersozialisierte Menschenbild in der modernen Soziologie", in: Heinz Steinert 1973 (Hrsg.): *Symbolische Interaktion. Arbeiten zu einer reflexiven Soziologie*, Stuttgart
Wyatt, Frederick 1957: „Psychoanalytische Charakterologie", in: Adorno, T.W./W. Dirks (Hrsg.): *Freud in der Gegenwart. Vortragszyklus der Universitäten Frankfurt und Heidelberg zum hundertsten Geburtstag*, Frankfurter Beiträge zur Soziologie, Bd. 6

Judith M. Gerson

SEX DOES NOT EQUAL GENDER: ISSUES OF CONCEPTUALIZATION AND MEASUREMENT

One of the most important contributions of the sociological study of sex and gender has been the fundamental understanding that social life is organized in part along the dimensions of sex and gender. Gender is apparent in or related to every social interaction, the organization of all institutional forms and functions, just as all social facts are pertinent to gender (Kessler and McKenna 1985: 3, 126; Laws 1973: 53; Rosaldo 1980: 415; Schur 1984: 52). Though scholars working in the area today have generally affirmed or tacitly concurred with these principles, several conceptual and measurement problems remain.

Gender is apparent in or related to all interactions, institutions, or social facts, but not always in the same way. It is a universal fact of social organization, but it is not a constant. Rather, gender is variable, potentially changing and fluctuating from one social setting to another (West and Zimmerman 1987).[1] Gender represents the set of social and cultural relationships between women and men, among women, and among men (Gerson and Peiss 1985: 317). Gender is not identical to sex, the biological characteristics of being born male or female. Yet in practice, social scientists have tended to treat these two concepts interchangeably and equivalently, inadvertently operationalizing gender in terms of sex. Since the predominant definition of sex has utilized dichotomous, discrete categories, our resultant conceptualization of gender has also been an either-or phenomenon – either feminine or masculine. Gender has been reduced to sex, thereby artificially truncating our conceptual apparatus for observing and analyzing the possible variation in gender relations and its effects on other variables. The resulting confusion has meant it is virtually impossible to get a valid measure of either the range of variation of gender or the magnitude of gender effects.

This paper explicates the problems of reducing gender relations to a dichotomous categorical construct and develops an alternative conceptual model. The paper begins with a brief review of the empirical evidence for distinguishing sex and gender. Then, adopting the approach proposed by Lenski (1966: 20-I), the reformulation of gender follows a two-fold strategy – „breaking down compound concepts into their constituent elements" and „transforming catego-